

pflichtet haben, besteht ein Versicherungszwang für die Krankenkasse nicht. Solche Dienstboten sind nach dem Reichsgesetz nur berechtigt, aber nicht verpflichtet, in die Gemeindestaatenversicherung, aber auch nur in diese, einzutreten. Im Sinne des Unfallversicherungsgesetzes dagegen gehört auch das Gesinde zu den versicherungspflichtigen „Arbeitern“, sofern es „in“ dem Betriebe beschäftigt ist, d. h. insbesondere das „gewerbliche Gesinde“. — **F. N. Alt Damm.** I. Die Kinder Ihrer verstorbenen Schwester werden doch jedenfalls bevormundet, und bei der Regulierung des nachgelassenen Vermögens Ihrer Schwester ist bestimmt von dem Richter nicht unterlassen, den Vormund darauf hinzuweisen, daß er für seine Mängel die Erbschaft unter Vorbehalt des Gesetzes und Inventars anzutreten habe. Nur in Höhe dieses Vermögens würden die hinterbliebenen Kinder haften, vorausgesetzt, daß eine persönliche Schuld vorliegt, der Vater also die Hypothek selbst aufgenommen hatte. II. Aus dem Erbteil, welches die Kinder aus dem Nachlasse der Großeltern jetzt erhalten, können die Gläubiger ihre Befriedigung nicht beanspruchen. — **F. N. in D.** Das Handelsgesetzbuch enthält über Ihre Frage keine entscheidende Bestimmung. Ob bei einem Dienst- bezüglich Handelsgehilfen-Engagementsverträge der Bedienstete das Dienstverhältnis dem Geschäftserwerber gegenüber fortleben muß, sofern der Erwerb der Geschäft unter der früheren Firma in dem alten Umfange fortführt, muß nach dem Urteil des Oberhandelsgerichts vom 26. Juni 1875 (Band 18, Seite 370) nach der Lage des einzelnen Falles beurteilt werden.

Ueber Klippen.

Roman von A. Norden.

(Fortsetzung.)

„Die Jahre vergingen in Glend und Not. Mein Mann starb im Armenhause, und ich war froh, als man mir um alter Erinnerungen willen am Theater die Stelle als Garderobière bot. Meinen Knaben hatte ich nicht wiedergesehen, sein Pflegevater schrieb mir wohl von Zeit zu Zeit, daß es ihm wohlgehe; aber ein Zusammentreffen mit Arnold wünschte er nicht; denn mit dem Egoismus des Reichtums beanspruchte er nun auch sein wohlverdientes Eigentum für sich allein. Arnold sollte vorläufig durch nichts an die Vergangenheit erinnert werden, später, wenn er erwachsen, möge er selbst entscheiden. Ob der Justizrat Wort gehalten, weiß ich nicht; denn als er gestorben sind meine Briefe an Arnold unbeantwortet geblieben.

„Können Sie meine Gefühle ermessen, liebes Fräulein, als ich meinen Arnold hier plötzlich als berühmten Dichter wieder sah? Aber er war so stolz und vornehm geworden, vielleicht schämte er sich seiner Mutter. Wie oft wollte ich ihn anreden, und dann wagte ich es doch nicht, ich fürchtete ein hartes Wort von ihm. So sah ich ihn von weitem, beglückt schon durch seinen Anblick, so konnte ich mich in seinen Erfolgen und war so stolz, ach so stolz auf meinen schönen, vornehmen Sohn. Und wenn ich auf der Bühne seine Dichtersprüche vernahm, wenn ich den Beifall der Menge hörte, dann jauchzte mein Herz vor Seligkeit, und ich dachte: „Ihr feierten den Dichter, mir aber gehört er, mir, seiner Mutter.“

„So hatte ich mich lange überwunden bis endlich, da fand ich im Foyer des Theaters ein schimmerndes Kleinod, ich kannte es so genau, das Medaillon in Hufeisenform. Mein eigen Bild war darin, aus der schönsten Zeit meines Lebens. Ich hatte es einst für Molinari bestimmt; aber er hat es nicht mehr erhalten. Und als ich mich dann von meinem fünfjährigen Knaben für immer trennte, da hängt es ihm um den Hals, damit ihm doch ein Andenken an seine Mutter bleibe. Es konnte ja nur einer verloren haben, mein Sohn! Ich eilte ihm nach und fand ihn am Ausgang des Theaters, Ihrer harrend. Aber als ich ihm dann zum ersten Mal so nahe in die lieben Augen sah, da war alle Scheu und Zurückhaltung vergessen, heiß mochte die Mutterliebe in mir auf. Ich weiß nicht, was ich gesagt und gethan; denn ich war meiner Sinne nicht mächtig, ich weiß nur, daß es scharf wie ein Messerstich durch mein Herz ging. Zurückgewiesen, verleugnet von meinem eigenen Kinde! — Es war hart, liebes Fräulein, und doch, wenn ich jetzt das Ganze noch einmal überdenke, so muß ich mir sagen, daß ich recht thöricht gewesen. Mühte er, der Ahnungslose, nicht erschrecken, wenn er plötzlich erfuhr, daß er eine so armselige Mutter hat, oder mich vielleicht gar für eine Wahnsinnige halten? Und doch, seit ich ihm einmal so nahe gewesen, regt sich der heiße Wunsch in mir, ihn an mein Mutterherz zu drücken, zu ihm sprechen zu dürfen. Aber dann kommt wieder die alte Scheu, da dacht' ich an Sie. Sie werden ihn seines Ursprungs wegen nicht verwerfen,“ fügte sie mit einem Anflug von Mährung und Schelmerei hinzu, „wollen Sie die Vermittlerin sein zwischen Mutter und Sohn? — Ja, Ihnen würde er es vielleicht am ersten ertragen, ja hören, daß ich neulich die Wahrheit gesprochen.“

„Wunderlich sah Elisabeth der Alten gegenüber, im Gedächtnis sah sie Arnold Wegner, wie er so oft mit melancholischem Augenaufschlag von seinen Jugenderinnerungen sprach. Und nun? Seine Mutter eine alte Bekannte, sein Vater ein im Trunk gestorbener Handwerker, welche verzweifelte Mäßigkeit der Verhältnisse, aller blühendsten Romantik bar. Der verwunschene Mann verwandelte sich in ein ganz gewöhnliches Menschenkind.“

„Elisabeth sich endlich zum Ausbruch rüstete, war es wahr geworden, als sie gedacht. Eilig schlüpfte sie die ersten Treppen hinab, da wurde hinter ihr eine große obere Stockwerk geöffnet, sie wandte den

Kopf, das Gaslicht fiel hell auf ihr Gesicht, auf die hechtgraue Hülle. Doch da in ihrer Nähe alles still blieb, ging sie weiter, an Neutlingens Wohnung vorüber, aus der ihr jetzt wüster Lärm entgegenschallte, zum Hauße hinaus. Jetzt öffnete sich abermals die Thür im oberen Stockwerk, heraus trat ein Herr, der Professor war es. „Sie,“ sagte er, „sie hier in diesem Hause!“ Ummwölkten Antlitzes nahm er denselben Weg wie Elisabeth. Er hatte Schmelzer einen wissenschaftlichen Aufsatz für sein Blatt versprochen, den er eben vollendet, nun wollte er ihn selbst dem Redacteur, mit dem er sich mehr und mehr befreundet, bringen. Draußen lag das Theater in völliger Dunkelheit, daneben das Schloß mit seinem Park. Er wählte den kürzeren Weg, der direkt durch den Park in Schmelzers Wohnung führte. Unter seinen Füßen knisterte der gefrorene Schnee, auf den bereiften Zweigen der Bäume lag es wie schimmernde Märchenpracht, von dem Mondlicht mit silbernen Fäden umspunnen.

„Wie schön ist doch der deutsche Winter,“ dachte der Professor, lange hatte er solchen Anblick entbehrt. Da knirschten in seiner Nähe menschliche Schritte, er hörte flüsternde Stimmen, leises Lachen, und jetzt lösten sich aus dem Dämmlicht zwei Gestalten, ein Mann und eine Frau. Er war nicht imstande, im unsicheren Mondlicht den Herrn deutlich zu erkennen; aber die Dame, die sich so zärtlich an seinen Arm schmiegte, eine schlankte Gestalt im hechtgrauen Mantel, gerade so wie sie noch eben vor ihm die Treppen hinabgeeilte. „Wieder sie und — so!“ sagte er mit tiefgroßender Stimme.

Einige Tage später saßen sich im kleinen dämmerigen Mansardenzimmer Mutter und Sohn gegenüber. Wie strahlender Sonnenschein lag es auf den welfen Zügen der alten Frau, und während sie ihm zärtlich ins Antlitz schaute, erzählte sie von vergangenen Tagen. Wie wenig gleichen die Bilder, die sich jetzt vor den Augen des schönen Dichters entrollen, den Erzählungen, die er, durchweht von poetischer Romantik und dem Nimbus der Vornehmheit, seinen Bekannten aufgetischt. Nervös an der Unterlippe nagehend, mit unstättem Blick, halb zersireut, halb verlegen, lauschte er dem einfachen Bericht.

Wenn ihn doch jemand von dieser drückenden Fesseln befreien könnte, dachte er, während die alte Frau von den Kämpfen erzählte, die sie bei der Trennung von ihrem Knaben durchgemacht, es war zum Verzweifeln. Die Wahrheit durfte nicht an die Öffentlichkeit kommen, um keinen Preis! Doch jetzt — gute Miene zum bösen Spiel machen, das gebot die Klugheit. Wenn man der Alten alles ableugnete, so erhob sie vielleicht ein Fetschgeschrei. Nein, klug operieren, das war jetzt die Hauptsache, das Weitere mußte dann die Zukunft lehren.

„Bist Du nicht wohl, mein Sohn?“ fragte die Mutter demütig, im schüchternen Tone, als er erregt auffprang und durchs Zimmer stürzte.

„Nein nein, nur die Luft hier bedrückt mich,“ entgegnete er heftig.

Es duldete ihn nicht lange in der ärmlichen Umgebung, dann trieb es ihn fort.

„Nicht wahr, liebe Mutter,“ sagte er beim Abschied etwas freundlicher, „wir genießen unser Glück still für uns allein, was brauchen die dummen Menschen davon zu wissen.“

Die Mutter verstand ihn. „Wollt ich's denn anders?“ fragte sie wehmütig, „kann ich von meinem Sohne, der so schön und vornehm geworden, verlangen, daß er mich vor der ganzen Welt seine Mutter nennt?“ Der eitle Mann lächelte doch geschmeichelt, diese Worte, die so wahr und unverfälscht aus dem Herzen kamen, streuten ihm größeren Weihrauch wie alle überschwänglichen Guldigungen.

Traurig schaute die alte Frau dem Entschwundenen nach. Sie hatte sich das erste Wiedersehen mit dem so heiß ersehnten Sohne doch anders gedacht.

Noch auf der obersten Treppe begegnete Arnold Wegner einem Bekannten. Er wollte sich in den Schatten drücken; aber es half ihm nichts, der junge Mann ließ ihn nicht unbehelligt vorüber.

„Warten Sie nur,“ rief er lachend, „ich werde es Ihren schönen Freundinnen sagen, daß Sie auch bei der hübschen Choristin hier oben antichambrieren; denn daß Sie wie die wohlthätigen Frauen die alten Weiber, die hier wohnen, zu barmherzigen Zwecken besuchen, werden Sie mir doch nicht einreden.“

„Alte Weiber? brrr!“ — lachte Arnold Wegner frivol; „aber denken Sie, was Sie wollen, mein Lieber, man hat so seine kleinen Geheimnisse.“

Sechstes Kapitel.

Es war kleine Hofstafel gewesen heute in dem Palais des Prinzen Victor, nun hatten die Herrschaften das Zeichen zum Aufbruch gegeben, und im japanischen Saale bildete Prinzessin Marianne jetzt Cercle, während in kleinen türkischen Tassen, um die sich ein feines Goldnetz von Jiligran spannt, der Café serviert wurde.

Die hohe Frau sah heute frischer aus wie sonst, glänzender die Augen, die Wangen leise gerötet, so machte sie fast den Eindruck einer Gefundenen. Es waren viele fürstliche Gäste anwesend, und die Prinzessin hatte sich mit großer Lebendigkeit an der Unterhaltung beteiligt, die fast zu einer allgemeinen geworden war; denn Professor Dornburg, der heute zur Tafel gezogen war, wußte so interessant von seinen Forschungsreisen zu erzählen, daß sogar Baron Lauteren, der seine Reisen nur nach der Güte der in den großen Hotels vorhandenen Menus tarinete, ihm gespannt zuhörte.

Blanche von Scheven, die den dicken Baron heute wieder unbarmherzig genekelt, so daß Prinz Victor einmal drohend den Finger erhoben, trieb nebenher allerlei Mlotria und brachte einen jungen, schüchternen Gardeleutnant, der ganz am Ende der Tafel, aber doch noch in gefährlicher Nähe ihrer schönen Augen saß, fast um seinen Verstand. Der Baron kam garnicht dazu, ein ernsteres Gespräch mit Blanche zu führen, und er hatte doch so viel auf dem Herzen. Zum ersten Mal in seinem Leben sollte er heute den Tafelgenossen nicht die gemohnte Anerkennung. Und dann, nach der Tafel, als die Prinzessin den Professor wieder an ihre Seite gewinkt, und man sich zu kleinen Gruppen verteilte, glitt die grüne Blüschschlepp der Hofdame hierhin und dorthin wie ein glänzend schuppiger Schlangenkörper und befand sich gewöhnlich an einem ganz anderen Ende des Saales, wenn der durch seine Korpulenz etwas schwerfällig gewordene Baron eben alle Klippen, die hindernd dazwischen lagen, umschiffte zu haben glaubte.

„Sie scheinen ja durch Ihre Nähe allein meiner Gemahlin ihre Gesundheit wiedergeben zu haben, mein Herr Professor,“ sagte der Prinz liebenswürdig zu dem Gelehrten, „so heiter sah ich die Prinzessin seit lange nicht. Wissen Sie, daß ich Sie am liebsten ganz hier festhalten möchte, damit Sie auch als Arzt in unserer Nähe bleiben?“

„Ich habe die ärztliche Praxis so lange schon aufgegeben, seit die Naturwissenschaften mein Hauptstudium wurden,“ lautete die Antwort, „daß ich es nicht mehr wagen würde.“

„Nun, so sind Sie wenigstens ein vortrefflicher Arzt für Gemüt und Herz,“ entgegnete der Prinz. Damit entfernte er sich und überließ seine Gemahlin dem Professor; denn in der Ferne leuchteten ein Paar lebenssprühender Augen, ein frischer, lachender Mund und eine weiße Stirn, über der sich rötlich schimmernde Locken kräuselten, gar verführerisch.

„Sehen Sie nur, wie diese unausstehliche Person, diese Scheven, heue wieder mit allen Koketterie,“ sagte hinter dem vorgehaltenen Fächer eine schwächliche Blondine zum dicken Oberhofmeisterin, die noch eben taubhaft sanft Herrn von Neutlingen zugelächelt, weil sie wußte, daß dieser Ausdruck zu ihrer Erscheinung am besten paßte. In diesem Augenblick war aber in ihrem Antlitz nichts von der vielgerühmten Sanftmut zu entdecken.

„Ja,“ versetzte die dicke Gräfin, „unsere Prinzessin ist ein Engel, daß sie diese Blanche so lange in ihrer Nähe duldet.“

Auch hier bewährte sich die bekannte Thatsache: die schöne Hofdame, die alle Herren bis zur Anbetung bewunderten, wurde dafür um so gründlicher von den Damen gehaßt.

(Fortsetzung folgt.)

(Fortsetzung aus dem Hauptblatt.)

* * Die Rotunde in der Ausstellung des Vereins Berliner Künstler, in der bisher die Bilder des norwegischen Naturalisten Munch aufgehängt waren, ist Sonntag Morgen für das Publikum geschlossen worden, nachdem der diese Schließung fordernde Antrag der Herren Gschle und Genossen in der außerordentlichen Hauptversammlung am Sonnabend mit 120 gegen 105 Stimmen angenommen worden war. Die Versammlung nahm einen stürmischen Verlauf und dürfte die Sezession einer größeren Anzahl jüngerer Künstler zur Folge haben. Auf der Tagesordnung der von Herrn von Werner geleiteten Versammlung stand zunächst der Antrag Gschle: „Aus Hochachtung vor Kunst und ehlichem Streben sowie in dem gewiß berechtigten Wunsch, den Verein Berliner Künstler vor dem Verdrachte seiner nicht würdigen Unternehmungen zu bewahren, beantragen die Unterzeichneten: die Rotunde mit den Werken des Malers Munch sofort zu schließen.“ Nach längerer Debatte, bei der u. a. die Herren Professor Gschle und Maler Dittel für, die Herren Professor Breitbach, Professor Koepping, Professor Brausewetter und Baurat A. Heyden, der vor allem davor warnte, die Sache nicht auf die Spitze zu treiben, um einen völligen Bruch zu vermeiden, gegen den Antrag gesprochen hatten, erfolgte die Abstimmung durch Sammelstimmung, die das oben mitgeteilte Resultat ergab. In ungeheurer Aufregung verließen hierauf, einer Aufforderung des Professors Koepping folgend, etwa 70 junge Künstler den Saal, um in einem Lokal in der Potsdamerstraße über weitere Schritte zu beraten. Gleichzeitig teilte der Vorsitzende der Ausstellungs-Kommission, Maler J. Wentscher, mit, daß die Kommission ihr Amt niederlege. Hiermit aber erklärten sich vier im Saale zurückgebliebene Mitglieder dieser Kommission, die Herren Hochmann, Dettmann, Ende und Normann, durchaus nicht einverstanden, so daß die Beratung des zweiten auf der Tagesordnung stehenden Antrages: „Die Mitglieder der Ausstellungs-Kommission sind durch neue zu ersetzen,“ noch auf bedeutende Schwierigkeiten stieß. Nach abermaliger aufgeregter Debatte einige man sich schließlich dahin, daß die genannten vier Mitglieder im Amte verbleiben, die übrigen acht dagegen neu gewählt werden sollten. Die Wahl fiel auf folgende fünf Maler: Friebe, Kalat, von Edenbrecher, Freudemann und Streckfuß, auf die beiden Bildhauer Hundrieser und Breuer und auf den Graphiker Krostewitz. Es sind also im ganzen sieben Mitglieder der alten Ausstellungs-Kommission in der neuen verblieben, und zwar die Herren Dettmann, Hochmann, Ende, Breuer, Freudemann, Friebe und Normann. In die Stelle der Herren Feldmann, Hausmann, Mannfeld, Uphues und Wentscher dagegen sind die Herren von Edenbrecher, Streckfuß, Kalat, Hundrieser und Krostewitz getreten. Der Maler Munch, dessen Bilder den Streit zwischen den Künstlern älterer und neuerer Richtung nun auch in Berlin zu offener Fehde entfacht haben, ist, wie die „Post“ aus zuverlässiger Quelle erzählt, auf Empfehlung des Professors J. von Ullde in München von der hiesigen Ausstellungs-Kommission zur Beschickung der Künstler-Vereins-Ausstellung aufgefordert worden.